

Botschafter Dietmar Stüdemann überreicht Zertifikate

Connect plus und Bayerisches Haus Odessa trainieren Ausbilder für HIV/Aids-Prävention in Schulen

Der beste Schutz vor HIV/Aids ist sinnvolle Prävention. Ein Training für Schulprävention von Januar bis April 2005 in Odessa.

von Frieder Alberth, Augsburg

Die Stadt Odessa gibt die Zahl der HIV-Infizierten mit offiziell 7.000 Menschen an. WHO und UNAids schätzen die Zahl um ein Vielfaches höher. Für die Region Odessa mit 2 Millionen Einwohnern gehen Experten von über 80.000 HIV-Infizierten aus. Mitte der 90iger Jahre begann die große Infektionswelle in der ukrainischen Hafenstadt am Schwarzen Meer. Vor allem Drogengebraucher waren betroffen, heute ist die Epidemie in der Allgemeinbevölkerung angekommen. Medikamente stehen für nur wenige Patienten zur Verfügung, für viele zu spät. Tausende sind an Aids erkrankt und sterben zu Hause, versteckt und ohne professionelle Hilfe.

Anfang 2005 hat das „Bayerische Haus“ in Odessa ein Programm zur Bekämpfung von Aids gestartet. In mehreren Stufen sollen Mitarbeiter aus staatlichen und nicht-staatlichen Einrichtungen in den Bereichen Prävention, Beratung, Pflege und Therapie geschult werden. Ein langfristiges Konzept soll neben der Schulung auch als Ziel haben, die Arbeit besser zu koordinieren und Aids als ein umfassendes Thema in der Bevölkerung bewusst machen zu machen. Die Startphase dieses Programms wird vom Diakonischen Werk Bayern finanziert.



Zum Abschluss des ersten Kurses wurden im Rahmen einer festlichen Veranstaltung die Abschlusszertifikate vom deutschen Botschafter in der Ukraine Dietmar Stüdemann überreicht.

Connect plus führte im Rahmen dieses Projektes ein Training „Methoden der Aids-Prävention bei Jugendlichen“ für Mitarbeiter aus verschiedenen Organisationen der Stadt Odessa durch. Unterstützt wurde Frieder Alberth von Klaus Kwaschnik (Aids-Hilfe Köln), Jürgen Klee (Aids-Hilfe Frankfurt/M), Regina Noesgen (Aids-Hilfe Oberhausen) und Felix von Ploetz (Fixpunkt, Berlin). Die Teilnehmer werden nach erfolgreichem Abschluss des Kurses in Schulen und Jugendeinrichtungen Präventionsveranstaltungen durchführen.

Die Katastrophe geht unaufhaltsam weiter

von Frieder Alberth, Augsburg

Auch im Jahr 2004 stiegen die Neuinfektionen in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion unaufhaltsam weiter. In Osteuropa und Zentralasien wurde von

UNAids und WHO die Zahl der Menschen, die mit HIV und Aids leben, auf 1,4 Millionen geschätzt. Da in diesen Ländern keine verlässliche Erfassung stattfindet, liegt die Zahl irgendwo zwischen 920.000 und 2,1 Millionen. Vor allem in Russland und in der Ukraine gibt es weltweit den höchsten Anstieg der Zahl der Neuinfektionen.

In der Ukraine wurden bis Ende November 2004, offiziellen Angaben zufolge, 69.000 HIV-Infizierte registriert. Tatsächlich dürfte die Zahl bei mindestens 450.000 liegen, manche reden sogar von 700.000. Allein in der Stadt Odessa soll es 120.000 Menschen geben, die mit dem Virus leben müssen. Sollte es nur die Hälfte sein, dann wären es so viele Menschen, wie in Deutschland in den letzten 20 Jahren insgesamt registriert wurden. Vor 15 Jahren gab es in der Ukraine nur wenige Infizierte. Ihren Beginn nahm die Epidemie Mitte der 90iger Jahre in der Hafenstadt Odessa und breitete sich von dort über das ganze Land aus. In den Großstädten des Landes sind bald 4 % der Menschen zwischen 16 und 30 Jahren infiziert. Aber nur wenige reden über die rapide Ausbreitung der Epidemie. Längst ist sie von den Drogengebern über die Prostitution in der Allgemeinbevölkerung angekommen. Die Katastrophe geht nicht allein in der Ukraine, sondern in vielen anderen Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion unaufhaltsam weiter.

Der Ausbruch von Aids kann hinausgezögert werden, wenn eine antiretrovirale Therapie (ART) zur Verfügung steht. Deshalb ist die größte Forderung der vergangenen Jahre immer wieder der Zugang zu Medikamenten gewesen. Mit Unterstützung durch nationale und internationale Organisationen (vor allem Global Fund) stehen diese Medikamente in der Ukraine seit Herbst 2004 zur Verfügung.

Dennoch kommen nur wenige davon bei den Patienten an. Vielfältige Hürden müssen überwunden werden. Die größte ist der schwerfällige Verwaltungsapparat und die fehlende Ausbildung der Ärzte. Von den ungefähr 700 Fachkräften in den staatlichen Aids-Zentren sind nach Aussage von Igor Olinek, Mitarbeiter der WHO in Kiew, nur wenige Ärzte in der Lage, eine Therapie kompetent durchzuführen. Das heißt, dass sich im Herbst 2004 – fünf bis sieben Jahren nach ihrer Infektion – Tausende von Aids-Patienten in ihrer letzten Lebensphase befinden. Sie sind krank, können nicht behandelt werden und können oft auch nicht mit Schmerzmitteln versorgt werden. Sehr häufig leben sie versteckt zu Hause und sind allein auf die Pflege und Versorgung durch Familienangehörige angewiesen.

Vadim Prokowsky, Leiter des Russischen Nationales Aids-Zentrums in Moskau, schätzt die Zahl der Menschen mit HIV und Aids in Russland auf über eine 1 Million, obwohl die Zahl der registrierten HIV-Infektionen bei 299.000 liegt. Russland hinkt in der dramatischen Entwicklung dem Nachbarstaat Ukraine zwei bis drei Jahren hinterher. Es gibt noch wenig Aids-Kranke zu sehen, die meisten sind bisher „nur“ infiziert. Es gibt einen kleinen Kreis von Fachleuten und Betroffenen in der „Aids-

Community“ die sich in der Prävention und der Behandlung engagieren. Zu wenige. Und der Staat hat das schnell um sich greifende Problem noch nicht aufgegriffen. Die HIV-Infektion wird den Drogengebern zugeschrieben, die als „Parasiten“ der Gesellschaft angesehen werden. Eine notwendige Behandlung auf der Grundlage einer Substitutionstherapie, welche die drogengebrauchenden Aids-Kranken aus der Verelendung und Verarmung herausholen könnte, ist in Russland noch undenkbar.

Die Epidemie verbreitet sich unaufhaltsam weiter, von den Städten auf die Dörfer, von besonders betroffenen Gruppen in die Allgemeinbevölkerung, von den Jugendlichen zu den Älteren. Trotz vielfältiger Aktivitäten besteht immer noch ein großer Bedarf. Eine zentrale Herausforderung für ein Gesundheitssystem und eine Gesellschaft.

Aids verändert eine Gesellschaft in ihren Grundstrukturen. Vor allem zeigt sich wie Staat und Politik mit Randgruppen umgehen. Dies war auch in Deutschland immer wieder eine Herausforderung. Schwierig war es in den 80iger Jahren auch in Deutschland mit Homosexuellen oder Junkies umzugehen. Doch im Gegensatz zu der Situation in Osteuropa hatten wir ein relativ langsames Anwachsen der Neu-Infektionen. In Osteuropa jedoch steigen die Zahlen in sehr kurzer Zeit sehr rasch. Dies ist die besondere Herausforderung.

Deutschland hat in 20 Jahren viel Erfahrung und Kompetenz in der Prävention und in der Behandlung angesammelt. Dies kann nicht eins zu eins auf eine andere Gesellschaft übertragen werden. Trotzdem sollte sich Deutschland seiner Verantwortung bewusst sein und seine Experten den Menschen, die mit HIV und Aids leben müssen, und den Kollegen in unseren Nachbarstaaten zur Verfügung zu stellen. Leider versagen hier bisher die staatlichen Strukturen in Deutschland um eine effektive Unterstützung zu geben.

Seit Jahren weisen die Experten darauf hin: Jetzt ist die Zeit des Handelns für eine groß angelegte Prävention, die in der Bevölkerung ankommt. Jetzt sind Qualifizierungen notwendig. Der Verein Connect plus versucht diese Lücke ein Stück zu schließen. Durch Austauschprogramme und Schulungen vor Ort helfen die Mitarbeiter von Connect plus einen Beitrag zu leisten. Dazu braucht der Verein noch mehr Unterstützung. Nicht nur von privater Seite, auch vom deutschen Staat.

Im Kampf gegen HIV und Aids die zivilgesellschaftlichen Kräfte in der Ukraine stärken

von Karsten Hein, Berlin

Anlässlich des Welt-Aids-Tages am 1. Dezember 2004 haben wir unseren Film „So wollen wir nicht sterben. Aids in Odessa“ in ca. 30 Städten aufgeführt, jeweils begleitet von anschließenden Publikumsgesprächen, die von den Filmemachern, Connect plus, dem Aktionsbündnis gegen Aids und den Aids-Hilfen angeboten wurden.

Die Resonanz war sehr ermutigend. Sehr viele Menschen haben sich bei uns für den Film bedankt, denn endlich hätten sie nun ein Bild von der neuen Aids-Katastrophe in der ehemaligen Sowjetunion.

Aids-Aktivisten und Kinos in ca. 20 weiteren Städten planen, den Film zu zeigen. Sehr viele Menschen haben ihn auch bestellt, um ihn in anderen Kreisen (Kirche, Universitäten, Schulen, Behörden) zu verbreiten. Die bayerischen Aids-Beratungsstellen wollen ihn flächendeckend einsetzen.

Die Presse hat gut berichtet und zeigt auch weiterhin Interesse am Thema.



In der Aids-Klinik von Odessa
(Foto: Dirk Plamböck)

Auf die Frage, wo man mit eigener Hilfe ansetzen könne, habe ich grundsätzlich zwei Wege genannt: Erstens, wegen der Korruption in der Ukraine nur Vorhaben zu unterstützen, die auf einem direkten persönlichen Kontakt mit Menschen in der Ukraine beruhen. Dabei ist es für alle westlichen Hilfsorganisationen wichtig, in der Ukraine nicht als Konkurrenten aufzutreten, um die Korruption nicht sogar noch anzuhetzen.

Zweitens, politische Öffentlichkeit zu schaffen, um die EU zu bewegen, sich der Ukraine wieder zu öffnen und endlich humanitäre Verbesserungen im Land einzufordern.

Ziel muss es sein, die zivilgesellschaftlichen Kräfte in der Ukraine zu unterstützen. Die ge-

sellschaftliche Verwahrlosung ist die Grundlage für die epidemische Drogensucht, die Aids- und die TB-Epidemie.

Bei der Organisation der Veranstaltung habe ich eine beunruhigende Beobachtung gemacht. Es gibt einige Städte in Deutschland, in denen das Thema Aids in der ehemaligen UdSSR in anderer Form schon angekommen ist: In vielen der gesellschaftlich isolierten Spätaussiedler-Siedlungen gibt es weit verbreitet Drogensucht und Prostitution - und kein Bewusstsein für die Gefahr der HIV-Infektion. Drogensucht und Prostitution werden wie in der Herkunftsgesellschaft, die unser Film zeigt, gebilligt, aber Aids ist tabu.

Aids-Hilfen und Aids-Beratungsstellen haben mir erzählt, dass sie nur schwer Zugang zu Spätaussiedler-Gemeinden bekommen.

HIV/ Aids und Drogen in Osteuropa

von Jürgen Klee, Frankfurt



Jürgen Klee nahm an der ersten Fact-Finding-Tour von Connect plus im Sommer 2001 in die Ukraine teil. Seit dieser Zeit hat er bei vielen Seminaren in der Ukraine, in Russland und Belarus die deutsche Drogenpolitik und Arbeit mit

Drogengebrauchern in Deutschland vorgestellt. Er leitet die Drogenberatungsstelle „La Strada“ der Aids-Hilfe Frankfurt/Main.

Eine ungeschminkte Beschreibung der Realität in den osteuropäischen Ländern wird durch eine gängige Bezeichnung im Ukrainischen ausgedrückt, die übersetzt bedeutet: „Abfälle der Gesellschaft“. Gemeint sind: Obdachlose, Straßenkinder, Alkoholiker, Prostituierte und Drogengebraucher. Bezogen auf HIV und Aids ist das gesellschaftliche Denken ebenso hart, brutal und konsequent: „Besser sie sterben und noch besser sie sterben schnell“.

Heroin ist noch wenig verbreitet. Es ist zu teuer und erst nach und nach entwickeln sich in den ehemals reinen Transitländern für Drogen auch lokale Märkte. Aber schon seit langem wird beispielsweise in einem südlichen Gürtel, quer durch die Ukraine, Mohn angebaut. Früher wurde es eher geraucht. Doch um eine besser Wirkung zu erzielen, wird heute aus dem Saft der Mohnkapseln - mangels fehlender aber notwendiger pharmazeutischer Grundstoffe, die zur Herstellung von Heroin notwendig sind - für den häuslichen Gebrauch eine Paste extrahiert, die, mit Acetyl oder aufgelöstem Ephedrin gemischt, alleine noch nicht

spritzbar ist. Dieser Sud muss zusätzlich mit Eiweiß gebunden werden, weshalb üblicherweise einige Tropfen Blut hinzukommen. Diese Prozedur findet hauptsächlich in der Gruppe statt, was im kulturellen Kontext bedeutet, dass jeder der Anwesenden einen Tropfen Blut hinzu gibt. Auch wenn der eigene positive HIV-Status bekannt ist, wird sich hierbei niemand outen, denn nicht mitzumachen bedeutet Ausgrenzung und Ausschluss aus der Gruppe. Die Gewohnheit, sich Drogen zu spritzen wurde vor allem durch die Afghanistan-Veteranen eingeführt und hat sich rasch verbreitet. In der Endzeit der Sowjetunion wurde dieses Gebrauchsmuster unter Jugendlichen schnell zum Massenphänomen. Das Spritzen hatte im Gegensatz zum Massenalkoholismus den Nimbus des Fortschrittlichen, Freien, Westlichen. Das „Shirka“, (der Schuss) ein Ausdruck für billiges dope, wird zudem oft noch mit Amphetaminen oder Barbituraten gemischt, sozusagen als Cocktail. So kann es nicht verwundern, dass von den HIV-infizierten Menschen 70 – 80 % Drogengebraucher sind.

Sexuelles Risikoverhalten kommt hinzu. Eine Studie in St. Petersburg belegt, dass zwei Drittel der Drogengebraucher dort ungeschützten Sexualverkehr im Monat vor der Befragung hatten, im Durchschnitt mit drei Partnern. So ist derzeit in Osteuropa die Zahl der HIV-Neuinfektionen auf heterosexuellem Weg stark ansteigend, das Virus aus der Subkultur der DrogengebraucherInnen längst ausgebrochen. Der Wissensstand über Infektionswege ist vor allem in den ländlichen Gebieten äußerst gering.

So genannte Junkies sind den Leuten eher gleichgültig - abschätzig oder feindlich verhalten sie sich erst denen gegenüber, von denen sie wissen, es vermuten oder bereits sehen können, dass sie die ansteckende und tödliche Krankheit haben. Auch das Gesundheitswesen ist völlig überfordert. Es gibt so viele, die schlecht versorgt sind: Krebskranke, Menschen mit TB, Tschernobyl-Opfer, Alte. Wenn eine zuckerkrankte alte Frau, mit 90 Griwna Rente (ca. 15 €) ihre Spritze selbst kaufen muss, warum sollten dann unverbesserliche Drogensüchtige, die ihre Abhängigkeit selbst verschuldet haben, kostenlos mit Spritzen versorgt werden? Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund sind Präventionsmaßnahmen, wie Spritzenaustausch, Substitutionstherapie, sachgerechte Information und Aufklärung über Infektionsrisiken beim Drogenkonsum politisch schwierig durchzusetzende Maßnahmen – stattdessen sind polizeiliche Verfolgung und Inhaftierung vorherrschende Handlungsmuster. Dadurch wird aber keinerlei Infektionsgeschehen verhindert, sondern vielmehr die Ausbreitung von HIV- und Hepatitisviren bei Drogen-

konsumenten direkt oder indirekt weiter gefördert.

Akzeptierende Drogenarbeit ist weitestgehend unbekannt. Im Russischen gibt es keine Übersetzung für Akzeptanz, nur etwas blumige Umschreibungen. Einziges Ziel ist die rasche Abstinenz. Akzeptanz von Lebensweisen und Empathie klingen fremd und gelten weithin als Sucht verlängernd. Substitution ist zwar in Belarus



und in der Ukraine rechtlich möglich, wird aber nur vereinzelt erprobt. Harm-Reduktion wird zumindest in Russland als eine vom Westen kommende Einmischung in die inneren Angelegenheiten per Dekret verboten.

Durch Aids hat sich die Drogenarbeit und Drogenpolitik in Westeuropa stark verändert. Das sogenannte 4-Säulen-Modell ist weitestgehend durchgesetzt und anerkannt: neben **Repression, Prävention** und der Säule **Beratung und Behandlung** wurde als 4. Säule die **Überlebenshilfe** implementiert und ausgebaut. In Osteuropa ist dies noch längst nicht Realität – erst langsam kommt ein Prozess in Gang, der dauert und der noch vielen Menschen das Leben kosten wird. Wir von Connect plus würden diesen Prozess gerne beschleunigen, müssen jedoch erkennen und akzeptieren, dass die Menschen dort selbst noch viele erbitterte und notwendige Diskussionen führen müssen, um eine gesellschaftlich tragfähige und durchsetzbare Lösung zu finden. Wir können, wollen und müssen sie auf diesem Weg aber durch Know-How-Transfer unterstützen und stärken.

Medizinische Ausbildung in der Ukraine - HIV/Aids ins Curriculum

von Janosch Dahmen, Universität Witten/Herdecke



Der Autor dieses Beitrags ist Medizin-Student der Universität Witten/Herdecke und Mitbegründer der studentischen Initiative „Students Health Dialogue“, die eine Zusammenarbeit zwischen Studenten

deutscher und osteuropäischer Hochschulen in Sachen HIV/Aids aufbauen will. Janosch Dahmen hat im September 2004 die Ukraine bereist.

Obwohl die Ausbreitung der HIV/Aids-Epidemie in Osteuropa immer mehr zunimmt, sind in den Staaten diese Region bisher keine oder nur unzulängliche Schritte unternommen

worden, um die Themen HIV/Aids in angemessener Form in die medizinische Ausbildung aufzunehmen. In der Ukraine zum Beispiel hat diese Vernachlässigung dramatische Folgen; zum einen wird das Stigma - HIV/Aids sei kein relevantes medizinisches Thema, sondern ausschließlich ein soziales Problem von Randgruppen (die auch „selbst schuld sind“) - dadurch fortlaufend reproduziert. Zum anderen werden gefährliche berufsspezifische Risikoverhaltensweisen mangels Aufklärung beibehalten, die mittlerweile dazu geführt haben, dass man bei einzelnen Fachgruppen überdurchschnittlich hohe Infektionsraten beobachten kann. So kann man bei Gesprächen mit Medizinstudenten in Kiew erfahren, dass es mittlerweile ein offenes Geheimnis ist, dass sich viele Zahnärzte wegen ihrer konsequenten Verweigerung der Verwendung von Handschuhen bei der Behandlung infiziert haben. Gleiches gilt wohl für Hebammen und einige andere Fachgruppen.

Da alle an Aids Erkrankten in der Ukraine, wenn überhaupt, in gesonderten Aids-Zentren behandelt werden, zu denen die Medizinstudenten während ihrer Ausbildung keinen Zugang haben, hat das zur Folge, dass es für den medizinischen Berufsnachwuchs auch keine Möglichkeiten gibt, durch die klinische Ausbildung zu lernen. Neben den aus diesen Strukturen resultierenden schwerwiegenden Missständen für den Patienten und den sich infizierenden Arzt, scheint die Annahme gerechtfertigt zu sein, dass die ART-Medikamente (antiretrovirale Therapie), die erst seit September 2004 in der Ukraine bereitstehen, zunehmend von Ärzten verschrieben werden, die nicht oder nur unzulänglich über die Risiken und Notwendigkeiten bei der Behandlung Bescheid wissen. Die Folge wird neben der Entstehung von umfangreichen Resistenzen gegen die ART-Medikamente, auch die Reduzierung des Arzt-Patienten-Kontaktes auf einen pharmakologischen Gesichtspunkt sein.

Im Oktober 2004 ist an der Universität Witten/Herdecke die studentische Initiative „Students Health Dialogue“ mit dem Ziel ins Leben gerufen worden, eine studentische Zusammenarbeit zum Thema HIV/Aids mit Studenten in der Ukraine aufzubauen. Es wird darum gehen, binationale Seminare zu organisieren, auf denen Studierende beider Länder über HIV/Aids lernen, sowie neue Perspektiven und neue Strukturansätze entwickeln und diskutieren sollen. Im Sinne eines Dialoges auf Augenhöhe soll es nicht darum gehen, einen weiteren West-Ost-Wissenstransfer zu implementieren, sondern das gemeinsame Lernen so zu etablieren, dass neben medizinischem Wissen in besonderem Maße zivilgesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein gelernt wird.

An der Universität Witten/Herdecke bestehen ähnliche Projekte schon mit Studenten in Albanien, Ghana und einigen anderen Ländern. Der Aufbau von den Strukturen für die Ukraine geschieht gemeinsam mit einer Gruppe Medizinstudenten („Students fight against Aids“) aus Kiew. In Deutschland besteht eine gute Zusammenarbeit zwischen dem „Students Health Dialogue“ und dem Verein Connect plus. Langfristig, so die Hoffnung, könnte es gelingen, einen Teil der neuen Mediziner-Generation in Kiew für eine neue Positionierung und Umgehensweise mit HIV/Aids zu gewinnen. Diese zukünftigen Ärzte wiederum könnten Multiplikatoren in einem erweiterten Ausbildungsprogramm werden.

Weitere Informationen:
www.students-health-dialogue.de

November in Kiew – Die orange Revolution in der Ukraine

von Igor Lisovskyy, Kiew



Seit über zwei Jahren ist Igor Lisovskyy als Übersetzer und Koordinator für Connect plus in der ukrainischen Hauptstadt Kiew tätig. Die aufgetretenen Unregelmäßigkeiten bei der zweiten Präsidentschaftswahl Ende November waren Auslöser für große Demonstrationen in vielen Städten der Ukraine. Kiew war das Zentrum des friedlichen Massenprotests, der zur Wiederholung der Stichwahl und zur orangenen Revolution der Ukraine geführt hat. Für diesen Newsletter von Connect plus haben wir Igor Lisovskyy gebeten, seine Eindrücke von den Novembertagen in Kiew zu schildern

Chreschtschatyk heißt die Hauptstraße von Kiew, der Hauptstadt der Ukraine. Zu dieser Hauptstraße der Stadt geht auch jeder Ukrainer, der nach Kiew kommt. Denn Chreschtschatyk ist die Straße von Kiew. Auf ihr ist immer was los, sie ist immer lebendig und deshalb sehr beliebt. Jetzt gibt es aber noch einen anderen Grund, Chreschtschatyk zu besuchen. Denn jetzt ist sie die Hauptstraße der orangenen Revolution der Ukraine.

Am 21. November 2004 wurde hier eine große Bühne aufgebaut – Juschtschenko und sein Team wollten die Ergebnisse der Stichwahl für die Präsidentschaft in der Ukraine gerade auf dem Chreschtschatyk den Menschenmassen vorstellen. Dabei hatten sie gehofft die Ergebnisse würden transparent sein und wären ehrlich zustande kommen. Aber sie wurden bitter enttäuscht. Als ich zum ersten Mal von den geplanten Protestaktionen hörte, die sich ge-

gen die selbsternannten Wahlsieger richten sollten, war ich skeptisch. Zwar sahen viele Ukrainer in dieser Wahl die allerletzte Chance für ihr Land, den Weg in eine freiheitliche Demokratie einzuschlagen, aber ich wusste natürlich auch, dass das ukrainische Volk in der Vergangenheit mehr als einmal mit Gleichgültigkeit und Desinteresse auf die Forderungen der politischen Opposition im Land nach mehr Demokratie reagiert hatte. Daher erwartete ich, dass das ukrainische Volk gehorsam das Ergebnis der Stichwahl akzeptieren und sich achselzuckend seinem Schicksal ergeben würde. Dass es imstande wäre, aufzustehen, um sich selbst, dem eigenen Volk und der ganzen Welt zu sagen „So wollen wir nicht weiter gehen“, das war die große Überraschung dieses Novembers in unserem Land.

Trotzdem ging ich schon am Tag darauf, es war Montag, der 22. November auf den Chreschtschatyk und den Unabhängigkeitsplatz. Und als ich dort sah, wie Zehntausende von Menschen die orangenen Fahnen der Opposition schwenkten, beschlich mich ein Gefühl von Furcht: das könne doch nicht gut gehen. Bald, so glaubte ich, müsste die Polizei kommen, und sie würde alles auflösen und zerschlagen. Gott sei Dank kam alles anders. Die Polizei kam, aber später als erwartet und dafür aber mit anderen Zielen. Sie solidarisierte sich mit dem Volk, das gegen die Wahlfälschung und den selbsternannten „Wahlsieger“ und für Demokratie und Meinungsfreiheit auf die Straße gegangen war. Dafür haben die Polizisten von den Menschen Blumen geschenkt bekommen! Ein unvorstellbarer Vorgang, der da geschah!

Die Strategie, die die Massen auf dem Chreschtschatyk verfolgten war eindeutig: sie demonstrierten für gewaltfreie Einigkeit und Solidarität mit ihren Mitbürgern, und sie waren sich einig in der Überzeugung, auf keinen Fall aufzugeben. Auf diesen Prinzipien basierte das, was wenige Tage später den Namen der Orangen Revolution erhielt. Diese Farbe war auch richtig ausgewählt, denn sie ist die Farbe des Aufganges, die zur Farbe des Aufstiegs der ukrainischen Demokratie geworden ist. Diesen Aufstieg hat nicht nur die Ukraine mit ungläubigem Staunen zur Kenntnis genommen, sondern dieses Signal ist in der ganzen Welt empfangen worden: Das ukrainische Volk geht für seine Selbstbestimmung auf die Straße!

Auf Chreschtschatyk waren in diesen Tagen nicht nur die jungen Menschen, sondern auch viele Ältere, Männer und Frauen, aus Stadt und Land. Zehntausende sind für viele Tage aus der Provinz in die Hauptstadt Kiew gekommen, um gemeinsam mit den Bürgern der Stadt ihren Willen kundzutun und der demokra-

tischen Bewegung des Landes Öffentlichkeit zu verschaffen und sie zu verteidigen. Viele Vertreter anderer Länder haben sich zu den Teilnehmern der Kundgebungen dazu gesellt und sich mit ihnen und ihren Zielen solidarisiert.



Demonstrationen in Kiew

Man kann darüber diskutieren, ob die neue Macht besser wird und auch all das in die Tat umsetzen wird, was sie jetzt verspricht. Eines bleibt dennoch klar: das Volk der Ukraine wollte die Ignoranz der Macht nicht länger erdulden. „So darf es nicht weiter gehen“, haben viele gesagt. Die Erfahrung der Orangen Revolution hat das Volk verändert. Durch die Ereignisse Ende November ist einiger geworden in dem Streben danach, die Ukraine zu verändern, sie demokratischer zu machen. Wer auf den Chreschtschatyk kommen konnte, ist gekommen. Die anderen, die keine Möglichkeit dazu hatten, haben an anderer Stelle ihren Beitrag geleistet, um die Stimme der Mehrheit des Volkes unmissverständlich vernehmbar werden zu lassen. In diesen Novembertagen hat es sehr viele Beispiele der Zusammengehörigkeit der Menschen in unserem Land gegeben. Tausende von Kiewern haben Menschen, die aus anderen Städten kamen, um hier zu demonstrieren, in ihren Wohnungen Unterkunft gewährt. Andere haben Geld gespendet oder die Kundgebungsteilnehmer, die tagelang auf dem Chreschtschatyk in Zelten nächtigten, mit Essen versorgt.

Fast alle hatten sich die orangenen Schleife angeheftet. Das Zeichen der Solidarität mit der politischen Opposition im Land, und mit denen, die auf Chreschtschatyk und dem Unabhängigkeitsplatz für sie demonstriert haben.

Die Solidarität der Menschen konnte man während dieser Tage in Kiew förmlich in der Luft fühlen. Alle gingen freundlicher miteinander um, als das sonst der Fall ist. Dies hat die Menschen verändert. Nun bleibt die Hoffnung, dass die Ukrainer dieses neu entdeckte Lebensgefühl für sich bewahren und nicht zurückfallen in jene Zeiten, als sie nach dem Prinzip handelten: „Mein Haus ist am Rande,

was drum herum geschieht, geht mich nichts an“.



Zeltlager und Tribüne auf dem Maidan

Zum Schluss will ich einen großen Dank sagen an alle, die diesen Anfang in der Ukraine mit unterstützt haben, und sie alle bitten, unser Land auf dem Weg zu einer freiheitlichen und souveränen Demokratie weiter zu unterstützen. Denn dies war nur der Anfang, aber bis zum Ziel ist es noch ein weiter Weg.

Alte Denkstrukturen behindern kreative Ansätze

Über Kommunikationsprobleme auf einer HIV/Aids-Konferenz in Sibirien

von Evelin Tschan, Konstanz



Evelin Tschan arbeitet seit Ende der 80iger Jahre bei der Aids-Hilfe in Konstanz am Bodensee als Sozialarbeiterin im Bereich Beratung und Begleitung von Menschen mit HIV und Aids.

Anfang November 2004 fand in Tomsk, Sibirien eine „Internationale Konferenz“ zum Thema „HIV/Aids Treatment: Medical and Psychological Issues“ statt. Die Initiative dazu kam vom „Siberia Aids-Aid-Fund“. Aufgabe und Ziel sollte es sein, sieben Regionen aus Sibirien und Kasachstan zu vernetzen, um eine medizinische und psychosoziale Infrastruktur für Menschen mit HIV und Aids aufzubauen und um die Selbsthilfe zu stärken. Connect plus war dazu eingeladen, Vorträge zum aktuellen Stand der medizinischen Therapie in Deutschland und zur Gesundheitsförderung und psychosozialen Unterstützung für HIV-Positive durch die Aids-Hilfe zu halten.

Zum Team von Connect plus gehörten fünf Personen: Frieder Alberth als Initiator, Projekt- und Reiseleiter, Annette Haberl von der Infektionsambulanz der Uni-Klinik Frankfurt für den medizinischen Teil, Stefano Pauselli von der Aids-Hilfe Köln und ich von der Aids-Hilfe Konstanz für den sozialarbeiterischen Part und die

Selbsthilfe. Mit dabei war auch Igor Lisovskyy als Dolmetscher. Seine Rolle war manchmal von schier überlebenswichtiger Bedeutung in einem Land, in dem wir weder die Sprache sprechen, noch die Schrift lesen konnten, kaum jemand Englisch sprechen kann und die Zeichensprache scheinbar auch weniger funktioniert als in anderen Ländern, da man wegen der Kälte immer die Hände in den Taschen hat und die Mimik nahezu eingefroren ist.

Schnell zeigte sich auf der Konferenz, dass in den Köpfen der Menschen, auch in denen der jüngeren Generation, die hierarchische Denkweise einer postsozialistischen Gesellschaft noch stark verankert ist. Sie behindert leider viele innovative Ansätze, da Ärzte und Patienten immer noch aus verschiedenen „Lagern“ zu kommen scheinen. Das zeigte sich z.B. daran, dass die Betroffenen sich an den Diskussionen nach den Vorträgen so lange nicht beteiligten, wie Ärzte mit dabei waren. Offenbar fürchteten sie, wegen vielleicht zu kritischer Äusserungen keine Therapie zu erhalten. Ein weiteres Hindernis: In Sowjetzeiten hatten Sozialarbeiter eine staatliche Kontrollfunktion mit Sanktionsgewalt. Dies ist zwar heute nicht mehr so, aber das „Image“ haftet diesem Berufsstand doch noch sehr an. Es brauchte deshalb auch etwas Zeit und einige Mühen, sie zu veranlassen, ihre Zurückhaltung aufzugeben und das unvoreingenommene Interesse der Teilnehmer zu gewinnen.

Dieser desillusionierende Eindruck bestätigte sich auch bei einem Besuch des regionalen Aids-Zentrums in Tomsk. Wir konnten eine bestens ausgestattete Klinik besichtigen mit einem Labor für Diagnostik, auf das manch eine deutsche Klinik neidisch gewesen wäre. Doch gearbeitet wurde damit kaum. Die Ärzte teilten mit, dass eigentlich jeder der Betroffenen eine Therapie erhalten könnte. Doch der Gebrauch von illegalen Drogen schließt eine Behandlung mit antiretroviralen Medikamenten (ART) aus und eine Substitution mit Methadon ist verboten. So kommt es, dass von den 30.000 Betroffenen, die nach offizieller Statistik in der Region Tomsk leben und von denen 700 dringend therapiebedürftig wären, derzeit nur drei (!) Patienten wirklich eine Therapie erhalten. Hier gilt es zunächst ein neues Bewusstsein zu schaffen. Denn ohne Substitution kann über der Hälfte der Betroffenen medizinisch nicht wirksam geholfen werden.

Fazit: Selbstbestimmung und Emanzipation für Betroffene und alle Akteure wären die Voraussetzung, um in Russland einfordern zu können, was dringend notwendig wäre: eine menschenwürdige Akzeptanz von Menschen mit HIV, eine Toleranz gegenüber ihrer Lebensweise und ein adäquates medizinisches und psychosoziales Hilffssystem. Aber bis dahin

muss alles, was die bestehenden Strukturen in Frage stellt, bedrohlich wirken.

Gefragt ist deshalb zunächst eine sensible Hilfestellung in diesem Umdenkungsprozess, der die Dinge vorantreibt aber für die Beteiligten nicht demotivierend wirkt. Gleichzeitig ist aber auch schnell und viel „Know-How“ erforderlich.

Trotz dieser doch sehr ernüchternden Einsicht habe ich den Eindruck, dass unsere Reise dorthin ein Anstoß war. Ich hoffe, dass unser Besuch dort nun weiter motiviert, die Probleme anzupacken. Es müssen weitere Kontakte mit den Betroffenen und Aktivisten aus dieser Region folgen, allein schon im Hinblick darauf, dass nun „das Eis gebrochen ist“ und bei weiteren Begegnungen das Vertrauen wachsen und die Effizienz der Bemühungen steigen werden.

Aber die Zeit drängt: Hunderttausende HIV-Infizierte in Russland werden in den nächsten Jahren krank werden und Hilfe brauchen und bis jetzt ist kaum jemand darauf vorbereitet!

„In Russland ist es undenkbar, einem Aids-Kranken Methadon zu geben“

Interview mit der Ärztin Dr. Annette Haberl über ihren Besuch bei Aids-Einrichtungen im sibirischen Tomsk

Dr. Annette Haberl, Ärztin in der Aids-Ambulanz der Universitätsklinik Frankfurt hat im November 2004 als Fachärztin eine Fortbildung während einer Konferenz geleitet, die Connect plus für Ärzte und Pflegepersonal im sibirischen Tomsk veranstaltet hat. Im folgenden Interview berichtet Frau Dr. Haberl von ihren Arbeitserfahrungen in Russland.



Frage: Was hat Sie veranlasst diese Aufgabe zu übernehmen?

Ich wurde von Frieder Alberth von Connect plus angesprochen, ob ich bereit wäre für eine Woche mit nach Sibirien zu reisen, um dort an einer Fortbildung für Ärzte und Pflegepersonal teilzunehmen. Ich wusste bisher wenig über die HIV/Aids-Situation in Sibirien, kannte aber die Arbeit von Connect plus. So waren es einerseits fachliches Interesse und Neugierde auf dieses Land, und andererseits sah ich natürlich die Notwendigkeit, diese wichtige Arbeit dort fachlich zu unterstützen.

Frage: Welchen Arbeitsschwerpunkt haben Sie als Ärztin?

Der liegt in der Therapie von schwangeren HIV-infizierten Müttern und in der Behandlung von HIV-Infizierten die auch substituiert werden. Dieses Wissen und meine Erfahrung auf diesen Gebieten habe ich bei dem Treffen in Tomsk einbringen können.



Ankunft in Tomsk in Sibirien
Annette Haberl, Aids-Ambulanz Uni-Klinik Frankfurt,
Stefano Pauselli, Sozialarbeiter bei der Aids-Hilfe Köln,
Igor Lisovskyy, Mitarbeiter von Connect plus, Kiew (v.l.)

Frage: Welchen Kenntnisstand haben Sie bei den Kollegen in Sibirien angetroffen?

Sehr unterschiedlich. Wir haben einige Ärzte getroffen, die sich ein gutes Grundwissen angeeignet haben. Aber wir haben auch Kolleginnen getroffen - meist sind Frauen im Aids-Bereich in Russland tätig - die auf Grund fehlender Medikamente und schlechter diagnostischer Möglichkeiten nur über unzureichende Erfahrungen verfügen. Gerade in der Medikamentenanwendung konnten wir den Kolleginnen wichtige Informationen vermitteln und die teilweise großen Wissenslücken beim medizinischen Personal ansatzweise schließen.

Frage: Sie haben auch das Aids-Zentrum in Tomsk besucht. Was ist Ihr Eindruck?

In Tomsk gibt es ein Labor, eine Ambulanz und die Möglichkeit zur Abnahme von HIV-Tests. Das Aids-Zentrum ist neu renoviert und hat einen einladenden Charakter. Im Labor haben wir einige wichtige Geräte gesehen, die jedoch zum Teil nicht eingesetzt werden können, weil entweder das notwendige Material nicht vorhanden ist oder noch niemand an den Geräten angewiesen wurde.

Frage: Konnten Sie Ihr Fachwissen mit einbringen?

Fragen zu Behandlungsmöglichkeiten für HIV-infizierte Schwangere waren ein wichtiges Thema und es kamen dazu sehr viele Fragen von Ärztinnen und Pflegekräften. Schwieriger war es beim Thema Substitution. In Russland ist es bisher undenkbar, einem Aids-Kranken Methadon zu geben, um ihm zu helfen, und ihn damit zumindest aus dem Kreislauf Drogenbe-

schaffung – Kriminalität – Verarmung herauszuholen zu können. Hier muss noch viel Aufklärungsarbeit getan werden.

Frage: Werden Sie wieder nach Russland reisen?

Ich habe in der Woche sehr, sehr viel über Russland und die Menschen dort gelernt. Es ist noch ein weiter Weg zur Bekämpfung von Aids in Russland. Wir sollten alles daran setzen, um unser Wissen den Menschen dort zur Verfügung zu stellen. Wenn es irgendwie geht, werde ich gern wieder mitreisen. Persönlich wünsche ich Connect plus und den Menschen dort mehr Erfolg in der Suche nach Finanzmitteln, denn ohne Geld wird es kaum eine nachhaltige Verbesserung der Situation der Menschen mit HIV/Aids in Russland geben.

Drogen und Aids in Wolgograd Connect plus unterstützt russische Selbsthilfe

von Michael Specht, Augsburg

Aus dem Westen kamen 1942/43 Tod und Zerstörung über die Stadt Wolgograd. Doch ihr damaliger Name Stalingrad steht auch für die Wende des Zweiten Weltkriegs. Aus dem Westen kam Anfang der 90er Jahre der im Zweifelsfall kaum weniger bedrohliche „Angriff“ auf die Stadt an der Wolga: Die Lebensstil-Offerte Drogenkonsum und – sozusagen in deren Gepäck – das HI-Virus. Der Weg, den beide genommen haben, lässt sich heute deutlich nachzeichnen, was leider nichts anderes sagt, als dass – in Gegensatz z. B. zu Prag, Warschau, Budapest, Kiew und Odessa – in Wolgograd derzeit noch kaum jemand an Aids erkrankte. Nach offiziellen Angaben leben in Wolgograd 4.500 HIV-Infizierte, Experten hingegen sprechen von mindestens 20.000.



Mitarbeiter von „Maria – Mütter gegen Drogen“ bei einer Gruppenarbeit während des Workshops in Wolgograd

In Wolgograd lebt Olga Michajlowna Schelkownikowa (55). Ihr Sohn starb vor Jahren an einer Überdosis Drogen. Sie wollte sich mit der Bedrohung der Jugend nicht abfinden und

gründete mit anderen Müttern den Verein „MARIA – Mütter gegen Drogen“. Olga wurde zur anerkannten Expertin für die gesamte Region und zur Anlaufstelle „ihrer Kinder“. Doch Ende der 90er Jahre wurde in Wolgograd offenbar, dass mit dem gemeinsamen Gebrauch von Spritzen längst das HI-Virus in der Stadt angekommen war. Die neue, zusätzliche Bedrohung rief, wie einst im Westen, weitere Selbsthilfe-Initiativen auf den Plan.

Heute schätzt Vadim Pokrowsky, Leiter des Nationalen Aids-Zentrums in Moskau, dass in der Region Wolgograd mit ca. 2 Mio. Einwohnern (davon 1,2 Mio. in der Stadt selbst) 20.000 HIV-infizierte Menschen leben, doch alarmierend fügt Elena Safronowa vom Hygiene- und Epidemie-Aufsichtsamt der Region Wolgograd hinzu, dass „die Beratungsstellen und Kliniken nur gerade mal zu 2.000 Patienten Kontakt haben“, was nichts anderes bedeutet, als dass mindestens 18.000 Menschen ohne irgendeine Anbindung an ein Gesundheits- und Beratungssystem mit HIV leben. Rechnet man deren Familien und Freunde als indirekt Betroffene hinzu, dann kommt man auf die Mindestzahl von 200.000 Menschen in der Region Wolgograd, die bereits in wenigen Jahren mit den Folgen einer HIV-Infektion konfrontiert sein werden.

Diese Entwicklung bezeichnet Frieder Alberth als Fiasko. Er kann sich auf die Erfahrung, z. B. im ukrainischen Odessa stützen, wo inzwischen die Zahlen viermal höher liegen. Seine Einschätzung lautet: „Zuerst waren es die Drogengebraucher, die mit ihren von Arm zu Arm weitergereichten Spritzen das HI-Virus sehr schnell verbreiteten. Doch Drogengebraucher benötigen Geld für den täglichen Stoff. Entweder wird gestohlen oder sie gehen auf den Strich. Die Freier aber kommen aus allen Gesellschaftsschichten und tragen die HIV-Infektion in die Familien.“ Fatal sei angesichts dieser Entwicklungskette, dass in den östlichen Nachbarländern kaum jemand die angebotenen HIV-Tests in Anspruch nehme, weil sie – im Gegensatz zu den westlichen Ländern – letztlich nur unter staatlicher Kontrolle, also nicht freiwillig und anonym, durchgeführt werden. „Jeder potenziell Betroffene, fragt sich deshalb“, so Alberth, „was ihm die staatliche Registrierung infolge eines Tests bringt, wenn bekanntermaßen Medikamente nur in sehr begrenztem Umfang zur Verfügung stehen, ganz abgesehen davon, dass die meisten behandelnden Ärzte weder das Wissen noch die Erfahrung haben, eine HIV- oder Aids-Therapie nach westlichem Standard durchzuführen.“ Für diese Krux zitiert Alberth die Tatsache, dass bereits heute alle Schwangeren auf HIV getestet werden. „Doch wenn die werdenden Mütter dann kurz vor ihrer Niederkunft erfahren, dass sie und aller Wahrscheinlichkeit nach auch ihr

Neugeborenes infiziert sind, können sie sich glücklich schätzen, wenn sie einen Arzt finden, der einen Kaiserschnitt durchführt, der das Risiko der Kindsinfektion deutlich minimiert. Grund: Viele Ärzte haben Angst, bei HIV-infizierten Frauen einen Kaiserschnitt durchzuführen.“ – Mangelhaftes medizinisches Wissen? In den Selbsthilfeorganisationen gibt es noch eine andere Spekulation: „So manche werdende Mutter hat nicht die Mittel, um das dafür geforderte zusätzliche Arzthonorar über den Tisch zu schieben!“

Auf die fortschreitende Ausbreitung in der Allgemeinbevölkerung weist inzwischen die Tatsache hin, dass schwangere Frauen aus allen Gesellschaftsschichten infiziert sind.

In Wolgograd wie in Russland insgesamt gibt es heute eine ganze Reihe von Selbsthilfegruppen und Organisationen, die sich wie Olga Michajlowna mit ihrem Verein „Mütter gegen Drogen“ dem Thema Aids stellen müssen. Seit zwei Jahren wird ihr Projekt vom Diakonischen Werk in Deutschland und vom Deutsch-Russischen Austausch in Berlin (DRA) unterstützt. Zwischen Constanze Stoll, Mitarbeiterin beim DRA und dem Verein Connect plus besteht Einmütigkeit darüber, dass angesichts der rasant fortschreitenden Verbreitung des HIV-Virus in Russland nur solche Vorort-Organisationen aus dem Westen weiter unterstützt werden sollten, „welche die Schulung ihrer Aktiven und ihre dadurch verbesserte Arbeit miteinander koordinieren und damit ein effizienteres Netzwerk bilden.“

Dieser klar und unmissverständlich formulierte Anspruch erwies sich für 15 Organisationen in Wolgograd am 1. und 2. Februar 2005 als eine ganz offensichtlich große Herausforderung. Nicht zuletzt für Olga Michajlowna in ihrer ehrenwerten Mutterrolle im Selbsthilfebereich. Ihre Kollegin Irina vom „Club UNESCO“, einer Beratungsstelle für Gewalt in Familien, benennt den Knackpunkt dieser Herausforderung: „Wir müssen die koordinierte Zusammenarbeit zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen und die Bildung eines Netzwerkes erst lernen“, und eine Ärztin aus der Poliklinik fügt hinzu: „Wir haben bislang gelernt: Der Staat ordnet an und wir führen es aus!“ Sie verdeutlicht diese Haltung mit einem Beispiel aus den Kliniken: „Bei uns werden noch immer die HIV-Schnelltests angewendet, die in den westlichen Ländern bereits in den 80er Jahren als viel zu ungenau verworfen wurden. Warum? – Weil es vom Staat so vorgeschrieben ist; falsches Testergebnis hin oder her ...“

Frieder Alberth forderte die Tagungsteilnehmer dazu auf, auch solche Organisationen an der Koordination partizipieren zu lassen, die der

russischen Seele Heikles abverlangen. Er stellte den Versammelten die Intensiv-Krankenschwester Mascha vor, die einen Club von Schwulen und Lesben leitet, mit dem sie u. a. auch die in Russland große Zahl „verdeckt homosexuell lebender Männer“, meist Verheiratete, erreicht. Die „zu schluckende Kröte“ bewies auf dem Koordinationstreffen ihre herausragende Kompetenz „in Sachen Aids“, auf die am Ende niemand verzichten mochte angesichts der übermächtigen Herausforderung der nächsten Jahre. Experten prognostizieren Wolgograd ein weiter rasantes Ansteigen der Infektionszahlen, vor allem aber schon in Kürze die ersten Menschen mit Vollbild Aids. Spätestens dann wird sich als Realität zeigen, was bis heute einerseits befürchtet, andererseits aber auch massiv verdrängt wird: Es gibt viel zu wenig Versorgungssysteme, zu wenig speziell geschulte Ärzte, zu wenig Helfer für die häusliche Pflege, zu wenig Sozialarbeiter ...



Ergebnis der Gruppenarbeit: Teilnehmer erstellen ein gemeinsames Poster, auf der sich jede Organisation mit ihren Arbeitsgebieten vorstellt.

Abwarten, bis es soweit ist? – Das würde nichts anderes bedeuten, als auf das große Sterben zu warten. Wenn dieses einsetzt, ist es zu spät für Sergej oder Natascha, für Igor oder Alexej, die heute schon wissen, dass sie infiziert sind ... oder auch nicht.

Trainings in Kiew zum Einsatz der antiretroviralen Therapie: das Knowledge Hub

von Armin Traute, Berlin,
Vorsitzender des Vereins Connect plus e.V.

Im Mai und Juni 2004 trainierten Connect plus-Mitglieder, ein Sozialarbeiter der Berliner Aids-Hilfe (BAH) und Ärzte und Schwestern vom Vivantes Auguste-Viktoria-Krankenhauses (AVK) Berlin multidisziplinäre Aids-Teams aus unterschiedlichen Regionen der Ukraine in der Behandlung von HIV. Das Training fand in den Räumen der Lavra-Klinik in Kiew, direkt neben dem großen und prachtvollen Lavra-Kloster statt. Von Connect plus waren Armin Traute und Frieder Alberth dabei, aus der Berliner Aids-Hilfe (BAH) Lars Veestergard von Laustsen und aus dem Vivantes AVK in Berlin die Ärzte Privatdozent Dr. Keikawus Arastéh und Dr. Christoph Weber. Die deutschen Trainer wurden von einem amerikanischen Krankenpfleger von Global Immunity und von den ukrainischen Ärzten Dr. Svetlana Antoniak von der Lavra-Klinik Kiew und Dimitriy Donschuk von Ärzten ohne Grenzen ergänzt.

Das besondere dieses Trainings war nicht nur die internationale Zusammensetzung des Trainingsteams, sondern auch die multidisziplinäre Zusammensetzung der angereisten Teams aus zwölf Aids-Zentren. Die Medikamente waren zu dem Zeitpunkt bereits im Land, aber vom Zoll noch nicht freigegeben. Das bedeutete einerseits, das in den meisten Teams noch keine Erfahrung mit der ART bestand, dass aber ihre Initiierung kurz bevor stand.

Das Training zeigte, wie immens der Qualifizierungsbedarf in den ukrainischen Aids-Teams noch ist, und zwar nicht nur im Bereich der ART, sondern auch was die klinische Behandlung, die Pflege und die Beratung betrifft! Immerhin waren die meisten Teilnehmer hoch motiviert, ihren zum Teil bereits schwer erkrankten Patienten jetzt endlich Medikamente anbieten zu können. Beim Ausbildungsteam blieb aber ein schaler Nachgeschmack: die Teams wurden in die Praxis entlassen, ohne dass wir das Gefühl hatten, dass alle Teams bereits die notwendige Kompetenz in vollem Umfang erworben hätten. Fundiertes HIV-Behandler- und Pflegewissen kann nicht in einer Woche vermittelt werden. Immerhin: das Konzept der multiprofessionellen Teams und die notwendige Einbeziehung von Nicht-Regierungsorganisationen (NGO) in die Aids-Arbeit wurden verstanden und weitgehend akzeptiert. Was die Kompetenz der Sozialarbeiter angeht, so schwankt diese stark: von gestandenen Sozialarbeitern, die seit Jahren im HIV- oder Drogenbereich professionell arbeiten, bis zu Anfängern, die keine formale Ausbildung oder Qualifikation in dem Bereich vorweisen.

Die trainierten Psychologinnen erschienen meist recht qualifiziert, nehmen jedoch oft eine unwichtigere oder zurückhaltende Position ein oder arbeiten häufig als Socialworker oder Counselor.

Bestandteil des Programms waren auch ein 2-tägiges Mentoring der Aids-Teams vor Ort, das im November durchgeführt wurde, als die Medikamente endlich zur Verfügung standen, und ein Vertiefungs-Seminar nach 8 Monaten. Im Februar 2005 wurden die nächsten 10 Aids-Teams mit dem gleichen Trainingscurriculum trainiert, das aufgrund der Trainer-Rückmeldungen vom Vorjahr geringfügig überarbeitet worden war.

Finanziell wurden die ersten Trainings in 2004 durch Gesellschaft für technische Zusammenarbeit die (gtz) gefördert. Die Organisation und Projektabwicklung lag in den Händen der American International Health Alliance (AIHA). Die 2. Runde der Trainings in 2005 wird mittlerweile durch Global Fund-Gelder finanziert.

Angenehme Begegnungen und interkulturelle Dissonanzen

von Jürgen Schwab, Freiburg



Prof. Dr. Jürgen Schwab von der Katholischen Fachhochschule Freiburg war im Herbst 2004 als Trainer im Ausbildungsprogramm für Sozialarbeiter von Connect plus in Jalta.

Wenige Wochen vorher im August kam die Nachricht, dass unser Seminar von Kiew nach Jalta auf die Krim verlegt worden sei. Einige ukrainische Teilnehmer hatten hier selbst Hand angelegt und diesen sehr attraktiven Ortswechsel organisiert. Zum Stichwort Jalta tauchten bei mir noch Reste des Geschichtsunterrichts im Hinterkopf auf: War da nicht die Konferenz der Alliierten zur Aufteilung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg? Und genau dort, wenige Meter vom damaligen Konferenzort, dem ehemaligen Zarenschloss, entfernt, fand unser Workshop statt. In einem schön am Berg gelegenen Hotel mit einem traumhaften Blick über das Schwarze Meer. Hier kam ein Hauch von Urlaubsatmosphäre im September auf, der eigentlich nur durch das dicht gedrängte Kursprogramm getrübt wurde. Am Rande des voll gepackten Seminars wurden aber immerhin ein morgendlicher Besuch am Strand oder ein abendlicher Ausflug nach Jalta und ins Zarenschloss möglich. Die Ukraine von einer ihrer schönsten Seite! Der menschliche Kontakt zu Mitarbeitern vor Ort und den Seminarteilnehmern gestaltete sich angenehm.



Jalta auf der Krim

Fremd dagegen erschien mir eine mehrfach zu spürende obrigkeitshörige Mentalität der Menschen, auf die ich teilweise dort gestoßen bin. Ein Land in dem die autoritären und militaristischen Strukturen immer noch allgegenwärtig sind. Das Denken aus der Sowjetzeit war noch häufig spürbar. In Gesprächen mit meinem Co-Referenten Ludger Schmidt aus Berlin wurden manche Mentalitätsunterschiede für mich aus seinen persönlichen früheren Erfahrungen mit Russland erkennbar und nachvollziehbar.

Das Verständnis von Lernprozessen in einem Seminar und der Vorgehensweise in einem Workshop unterscheidet sich wohl sehr deutlich von unserem Verständnis in Deutschland. Problematisch zeigte sich auch dass Begriffe wie Mündigkeit durchaus bekannt sind, aber unterschiedlich gefüllt werden. Das trügerische Gefühl man rede vom Gleichen, wenn man etwa Grundlagen der Sozialpädagogik benennt, wurde im Diskussionsverlauf, vor allem bei der Präsentation von Teilnehmern aus der Kleingruppenarbeit, erheblich gestört. Als ein weiteres Problem stellt sich dar wie die Umsetzung von theoretischem Wissen auf die Lebenssituation vor Ort gelingen soll.

Auf dem Rückflug von Simferopol lernten wir in Kiew bei einer Stadtführung mit Igor Lisovskyy, dem ukrainischen Mitarbeiter von Connect plus einige Plätze und Teile der Innenstadt sowie das orthodoxe Klostergelände von Kiew kennen. Ein fremdes Land, mit freundlichen Menschen, einer Geschichte von der wir im Westen fast nichts wissen und ein Land in dem militärische Kleidung weit mehr noch zum Alltag gehört, als wir das gewohnt sind. Wenige Wochen später waren Kiew, etwa der Platz der Unabhängigkeit, plötzlich ein Ort an dem Geschichte gemacht wurde und diesmal mitten im öffentlichen Bewusstsein. Die Ukraine war in ganz Europa plötzlich Nachricht Nummer eins und auf allen Kanälen präsent.

BAMBI für Kampf gegen Aids in Osteuropa

Frieder Alberth aus Augsburg wurde in der Kategorie "Engagement" geehrt



Verleger Dr. Hubert Burda widmete den von ihm gestifteten Medienpreis BAMBI im Jahr 2004 dem internationalen Kampf gegen Aids. Sein Ziel war es, die Aufmerksamkeit eines Millionenpublikums auf die weltweite Bedrohung durch die tödliche Immunschwächekrankheit zu lenken. Am 18. November 2004 wurden im Hamburger "Theater im Hafen" die Stars der Deutschen geehrt und Menschen, die international Herausragendes im Kampf gegen Aids geleistet haben.

Der BAMBI wurde Frieder Alberth für seinen selbstlosen Einsatz gegen Aids in Osteuropa verliehen. Um die dramatische Ausbreitung der verheerenden Krankheit in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion, insbesondere in der Ukraine und in Russland, einzudämmen, investierte der 52-jährige Diplompädagoge und vierfache Vater in den letzten Jahren neben viel Zeit und Kraft auch beträchtliche private Gelder. Im Jahr 2001 gründete er den gemeinnützigen Verein Connect plus e.V. mit Sitz in Berlin, der es sich unter anderem zur Aufgabe gemacht hat, deutsche Experten aus Aidshilfen und in Zusammenarbeit mit dem Augusta-Viktoria-Krankenhaus in Berlin auch medizinisches Know-how in der Behandlung von HIV-Infizierten und Aidskranken nach Osteuropa zu vermitteln und zugleich die dortige dramatische Aids-Epidemie ins öffentliche Bewusstsein zu rücken.

Elton John, Jürgen Schrempp von DaimlerChrysler und Nelson Mandela wurden ebenfalls mit einem Bambi für ihren Einsatz im Kampf gegen Aids geehrt.



Dank an die Kollegen von der Berliner Aids-Hilfe und vom Auguste Viktoria Krankenhaus für deren Unterstützung (von links: Lars Veestergard von Laustsen, Berliner Aids-Hilfe, Frieder Alberth, Priv-Doz. Dr. Keikawus Arastéh)

Olympiasiegerin stiftet ihren Bambi für Connect plus



Übergabe des BAMBI von Birgit Fischer (M) an das DKB Vorstandsmitglied Rolf Mähliß (links)

Es gibt Momente im Leben, da sind Herz und Verstand im Einklang. Birgit Fischer erlebte das am 18. November bei der Verleihung des »Bambi« 2004 in Hamburg. Stolz und glücklich nahm die Kanutin ein goldenes Reh in Empfang - Anerkennung u. a. für ihren achten Olympiasieg! Dann wurde Frieder Alberth auf die Bühne gebeten. Ein Mann, von dem sie vorher noch nie gehört hatte. Ihm wurde ein Bambi für seinen selbstlosen Einsatz gegen Aids verliehen. „Seine Geschichte hat mich tief berührt.“ Spontan entschloss sie sich, ihren Bambi zugunsten von Connect plus zu versteigern. Die Deutsche Kreditbank erhielt den Zuschlag. im Januar 2005 wurde der Bambi an die Bank übergeben und ein Scheck für die Arbeit an Frieder Alberth.

Mit Erfolg bestanden

von Cornelia Kricheldorf



Ein Zertifikat der Katholischen Fachhochschule Freiburg erhielten die Teilnehmer des Projektes „Partnership for the Improvement of HIV Prevention and Care in the context of Social Work Education in the Ukraine“ am 15. Februar 2005, nach erfolgreich bestandenem Abschlusskolloquium.

Die Zertifikate übergaben Frieder Alberth und Dr. Cornelia Kricheldorf, gleichzeitig Vorstandsmitglied von Connect plus und Professorin an der Katholischen Fachhochschule Freiburg, die mit ihrem Institut für Angewandte

Forschung, Entwicklung und Weiterbildung (IAF) der Projektpartner ist, der gemeinsam mit Connect plus zuständig ist für die Erarbeitung und Erprobung eines neuen Curriculums. In dessen Rahmen werden ukrainische Sozialarbeiter berufsbegleitend für eine Tätigkeit im Handlungsfeld HIV/ Aids qualifiziert.



TeilnehmerInnen der Seminareinheit "Frauen, HIV und Aids" bei der Gruppenarbeit mit dem Präventionskoffer

Das 2-jährige TACIS-Projekt, gefördert von der EU, wird gemeinsam mit CCF Deutschland, CCF Ukraine und Impact on Health durchgeführt und geht 2005 in das zweite Projektjahr. Nun steht die Implementierung in die Praxis auf dem Programm. Die Teilnehmer, die im Rahmen der Schulung in 8 Seminareinheiten, von jeweils 3 Tagen Umfang, das thematische und methodische Know-How vermittelt bekommen, werden nun in ihren Herkunftsregionen – Lutsk in der Westukraine, Kiew, Dnjepropetrowsk im Osten und Sewastopol auf der Krim – selbst Qualifizierungsseminare zum Thema Prävention im Bereich HIV/Aids durchführen. Begleitet werden sie dabei von Frieder Alberth und Cornelia Kricheldorf, die im August 2005 alle Teilnehmer vor Ort besuchen werden und Praxisbegleitung anbieten. Dabei werden Probleme bei der Umsetzung des Programms und offene Fragen besprochen sowie weitere fachliche Inputs gegeben.

Studienreise zu deutschen Aids-Einrichtungen

von Frieder Alberth

Zum Abschluss der Ausbildung für Sozialarbeiter im Rahmen des EU-TACIS Programmes konnten einige der Kursteilnehmer eine Woche lang Aids-Einrichtungen in Deutschland besuchen. In Berlin stand das Thema Prävention und Beratung bei Drogengebrauchern im Vordergrund. Bei Fixpunkt e.V. und der Substitutionspraxis AID Neukölln informierten sich die Gäste über die deutschen Ansätze. Diese sind für ukrainische Verhältnisse bisher fast undenkbar.



Besuch in der Ambulanz für integrierte Drogenhilfe in Berlin-Neukölln

Am nächsten Tag konnte einiges über die Arbeit der Berliner Aids-Hilfe und die Versorgung der Patienten im Vivantes Auguste-Viktoria-Krankenhaus bei Priv.Do. Dr. K. Arastéh erlernt werden.



Die Teilnehmer aus der Ukraine vor dem Berliner Reichstag

Ganz im Gegensatz dazu stand dann die Arbeit in einer kleinen Aids-Hilfe in Konstanz am Bodensee und die ärztliche Betreuung in einem ländlichen Krankenhaus dort bei Dr. Albrecht Dix. In Freiburg gab es den Besuch in einem Hospiz, bei der Aids-Hilfe und einen Austausch mit Sozialpädagogen der Kath. Fachhochschule. Den Abschluss bildete ein Besuch in der Drogenhilfeeinrichtung La Strada in Frankfurt/M.

Einmütig brachten die Teilnehmer zum Ausdruck, dass ihnen die Reise neuen Ansporn für ihre eigene Arbeit und viele neue Denkanstöße für effektive Präventionsmaßnahmen gegeben habe.

Gemeinsam sind wir stärker

von Frieder Alberth

Ob Aids-Hilfen oder Kirchliche Hilfswerke, Ärzte oder Pflegepersonal: die meisten die in Deutschland mit Osteuropa in Kontakt sind, wissen um die Notwendigkeit einer raschen Hilfe und den großen Erwartungen an das deutsche Know-how. Neun Organisationen aus Deutschland nahmen ohne zu zögern die Einladung von Connect plus an, in der Woche vor Weihnachten 2004 in Kiew Aids-Projekte zu besuchen. Die Aids Foundation East-West aus Kiew mit deren Leiterin Anja Teltschick organisierte ein reichhaltiges dreitägiges Programm.



Community-Center der Menschen mit HIV und Aids, Kiew
Vordere Reihe von links: Luitgard Fleischer (Missionsärztliches Institut Würzburg) Zwinka und Andrej Wascowicz (Caritas Ukraine) Hintere Reihe von links: Igor Melnik (Ethnomedizinisches Zentrum Hannover), Aids-Aktivist aus der Ukraine, Bogdan – Leiter des Community Centers, Markus Leimbach (Renovabis, Freising), Elena Veselovskaia (Diakonisches Werk Deutschland, St. Petersburg)

Staatliche und nicht-staatliche Organisationen aus der Ukraine stellten ihre Arbeit vor und zeigten ihre Ansätze, ihre Arbeitsweisen und auch ihre Mängel. Die deutsche Botschaft unterstützte den Besuch durch eine Pressekonferenz, die eine große Resonanz fand. Luitgard Fleischer vom Missionsärztlichen Institut in Würzburg sagte zum Abschluss: „Das Treffen in Kiew war konstruktiv und lehrreich. Es darf aber nicht dabei bleiben. Wir müssen die Betroffenheit umwandeln in Unterstützung.“



Besuch in der Aids-Kinderklinik in Kiew
v.l.: Inge Banczyk (Auguste-Viktoria Krankenhaus, Berlin), Rainer Seybold (Aktionsbündnis gegen Aids, Tübingen), Karl Walter (Bayerisches Haus, Odessa), Swetlana Komar (leitende Ärztin der Aids-Kinderklinik Kiew) und Vivianne Brunne (Deutsche Aids Gesellschaft, Bochum)

Neuer Vereinssekretär



Seit 1. Mai 2005 ist Matthias Fischer bei Connect plus als hauptamtlicher Vereinssekretär und Projektleiter tätig. Grund für die Anstellung sind die zunehmenden Aktivitäten des Vereins und die damit anfallenden

Aufgaben, die nicht mehr nur im Ehrenamt durchgeführt werden können. Matthias Fischer kümmert sich um alle Belange des täglichen Vereinsleben, wie Mitgliederadministration, allgemeine Finanzen, Projektbetreuung unserer Maßnahmen vor Ort, Öffentlichkeitsarbeit usw. Er ist zukünftig auch für Sie Ansprechpartner, wenn es rund um die Arbeit des Vereins geht, Sie eine Spendenbescheinigung benötigen oder sich Ihre Email-Adresse für den Empfang des Newsletters ändert.

Matthias Fischer hat langjährige Erfahrung im HIV/Aids-Bereich und verfügt über gute Kenntnisse der gesellschaftlichen Strukturen in Osteuropa. Da er außerdem gelernter PR-Berater und Kaufmann ist, freuen wir uns über seine Mitarbeit im Verein und hoffen, dass wir mit der zunehmenden Professionalisierung unsere Hilfe für Osteuropa noch verstärken können. Sie erreichen Matthias Fischer unter mail@connect-plus.org oder Dienstag bis Donnerstag Tel. 030-49 76 85 20 .

Wir danken für die Unterstützung unserer Arbeit

ADS Textilhandel GmbH, Hamburg
ARWE GmbH, Augsburg
Augenärzte des Bezirks Schwaben, Bayern
Deutsche Kreditbank Berlin
Fujitsu Siemens Computers GmbH, Augsburg
Kirche positivHIV, Berlin
O 2 Germany, München
Praxis Dr. Hellmann, Augsburg
SPE Unternehmensberatung GmbH, Walldorf

Haarpflegesalon Jansen in Bergheim bei Hannover für die Benefiz-Weihnachtsaktion zugunsten von Connect plus e.V.

Franz Willmes aus London, der eine Charity-Aktion für Connect plus durchführte.

und weiteren Einzelspendern.

Connect plus dankt allen, die durch ihren persönlichen Einsatz und ihre finanzielle Unterstützung unsere Arbeit ermöglicht haben.

Programme

Seit 2001 existiert mit dem Verein „Connect plus“ eine Organisation, die sich aus der deutschen Aids-Hilfe-Bewegung formiert hat und sich für Aids-Projekte in Osteuropa engagiert. Der Verein hat drei Programme entwickelt, die Selbsthilfeinitiativen, medizinische Einrichtungen und Beratungsstellen in diesen Ländern unterstützt. Durch die Programme können die Partnerorganisationen ihre eigene Kapazitäten erhöhen und wirkungsvoll in den Bereichen Diagnostik, Therapie, Beratung und Prävention arbeiten.

MCP – medi and care programme

Verbessert die unzureichende medizinische und pflegerische Versorgung für Menschen mit HIV und Aids. Dies geschieht durch Kapazitätsbildungsmaßnahmen für Mediziner, Pflegekräfte und treatment activists.

PROFEX – professional exchange programme

Organisation und Durchführung von Austauschprogrammen für Spezialisten aus der Aids-Arbeit.

C & S - coach and support programme

Fachspezifische Schulungs- und Fortbildungsmaßnahmen in den Themenbereichen Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Psychologie, Öffentlichkeitsarbeit, Organisationsentwicklung und verwandten Gebieten.

Projektbeispiele

Studienreisen für Experten

Ehrenamtliche und hauptamtliche Mitarbeiter von Aids-Projekten in Osteuropa brauchen die Unterstützung von und den Kontakt zu Aids-Projekten in Deutschland. Die bisherige Arbeit belegt die Notwendigkeit von Studienreisen und Multiplikatorenkontakten.

Unterstützende Maßnahmen im Rahmen von Städtepartnerschaften

Vorhandene Strukturen und langjährige Städtepartnerschaften werden in den Know-how-Transfer einbezogen. Dazu bedarf es der Motivierung der Städte und Gemeinden im In- und Ausland sowie der Unterstützung bei der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung.

Connect plus e.V.

Dresdener Str. 109
10179 Berlin
Tel 030 - 28 04 64 82
www.connect-plus.org
mail@connect-plus.org

Vorstand:

Armin Traute, Dipl.-Psychologe
*Geschäftsführer beim Berufsverband Deutscher
Psychologinnen und Psychologen e.V., Glinkastr. 5-7,
10117 Berlin*

Prof. Dr. Cornelia Kricheldorf
*Professorin an der Katholischen Fachhochschule Freiburg,
Karlstr. 63, 79104 Freiburg*

Ralf Doll, Dipl.-Verwaltungswissenschaftler,
Dipl.-Verwaltungswirt (FH)
*Geschäftsführer bei der Aids-Hilfe Konstanz e.V.,
Münzgasse 29, 78462 Konstanz*

Honorary Medical Adviser:

Priv. Doz. Dr. Keikawus Arastéh,
*Vivantes Auguste-Viktoria-Klinikum
Rubensstr. 125, 12157 Berlin*

Mitarbeiter:

Frieder Alberth, Dipl. Finanzwirt (FH), Dipl.-Pädagoge
Schillstr. 151, 86169 Augsburg
Tel. 0821-74 78 69 20, Mobil 0172-8249550
Fax 0821-74 78 69 21
Mobil in der Ukraine 00380-50-9868814
Mobil in der Russischen Föderation 007-9030183286

Matthias Fischer, Anthropologe
Grabbeallee 22 b, 13156 Berlin
Tel. 030-49768520

Igor Lisovskyy

Kiew
Tel. 00380-44-4305126
Mobil 00380-50-6403055
Email: ilis@ukr.net

Connect plus e.V. ist als gemeinnützig und besonders förderungswürdig anerkannt. Spenden sind steuerabzugsfähig. Sitz und Registergericht: Amtsgericht Berlin-Charlottenburg, VR 21277 Nz
Spendenkonto: 11 55 27 26
Deutsche Kreditbank Berlin (BLZ 120 300 00)

Dieser Newsletter informiert über die Aktivitäten von Connect plus e.V. und schildert die Situation in den von HIV/Aids am stärksten betroffenen Ländern Osteuropas. Neben Unterstützung für die Arbeit des Vereins sind auch Meinungsäußerungen und Anregungen zum Newsletter jederzeit willkommen.

Redaktion:
Kai Kricheldorf, Frieder Alberth, Ralf Doll

Druck: MaroDruck, Augsburg • www.marodruck.de
Auflage: 2.000 / Juni 2005